

## **Ein dramatischer Sonntag**

Er hatte sie mit eigenen Augen gesehen.

Hunderte Menschen aus der ganzen Republik waren angereist und belagerten die Zufahrt zum Kanzleramt - so lange, bis das Gelände von der Polizei weiträumig abgesperrt werden musste. Sie alle warteten auf Lösungen, die er noch nicht zu liefern vermochte. Für den äußersten Fall hatte er seine Antwort vorsichtshalber aber schon einmal formuliert: sein Rücktrittsschreiben.

Schmidt stand am Fenster seines Bungalows und starrte in Richtung des Rheins. Doch etwas trübte seine Aussicht. Vor nicht allzu langer Zeit hatte man eine Panzerglasfront vor die Terrasse gesetzt, um all diejenigen fernzuhalten, die gerade das Land in Atem hielten. Insgeheim zweifelte er daran, ob sich Terroristen wirklich von ein paar schuss-sicheren Platten abhalten ließen. Wenn sie wollten, suchten sie sich andere Wege, so realistisch musste man sein. Und deshalb galt es, stets Überlegenheit zu demonstrieren.

Schmidt zündete sich eine Zigarette an und blies die Rauchs-waden in die Luft. Seit sieben Uhr früh berieten sie sich. Eine Krisensitzung jagte die nächste, Ultimatum folgte auf Ultimatum. Ihr Vorgehen war heute Nacht durch die Karls-ruher Richter rechtlich abgesichert worden, das hatte wenigstens für eine kleine Erleichterung gesorgt. Ein Staat durfte sich nicht erpressen lassen. Daran hielt er fest, egal, was noch passieren mochte.

Im Nebenraum sprachen seine Mitarbeiter. Ein Radio lief. Er horchte kurz auf. War er gerufen worden? Nein, nur ein Miss-verständnis. Schmidt ließ sich auf einem der Sessel nieder,

die ordentlich gruppiert im Empfangsraum standen. Kurz verschnaufen in dieser Atemlosigkeit. An Schlaf war seit Wochen nicht zu denken. Er wandte sich der südöstlichen Fensterfront zu, die den Blick auf das Kanzleramt freigab. Wie eine Bastion erhob es sich hinter den herbstlich gefärbten Bäumen. Beruhigung verschaffte ihm der Anblick nicht. Wahrscheinlich würde ihm niemand glauben, dass er nervös war. Es stand ihm allerdings auch nicht zu, es zu zeigen.

Schmidt holte aus seinem Jackett ein Notizbuch hervor und blätterte darin. Um sechzehn Uhr war noch ein Treffen anderer Art geplant. Sollte er es absagen? Grass hatte bereits abgesagt. Nicht wegen der politischen Lage, er feierte heute seinen fünfzigsten Geburtstag. Man könne es ihm nicht verdenken, dachte er. Mehrfach hatte das Treffen verschoben werden müssen. Eigentlich wollte er sie schon vor Wochen an die Elbe einladen. Ohne Panzerglas. Aber momentan war auch daran nicht zu denken. Nicht, solange das Leben so vieler Menschen akut bedroht war.

Was erhoffte er sich davon, in einer Ausnahmesituation einen Verleger und drei Schriftsteller einzuladen? Immerhin: Es handelte sich um den Verleger eines der wichtigsten deutschen Verlage. Und: Die Schriftsteller waren politisch engagiert, sogar für seine Partei. Aber sie waren eben keine Politiker ... Er hielt inne. Lag nicht genau darin ihr Vorteil? Die Sichtweisen in Parlament und Regierung waren festgezurrt. Vielleicht verstanden seine Gäste besser, was junge Menschen in den Terrorismus trieb. Langfristig musste das Problem bei der Wurzel gepackt werden. Sonst wucherte es immer weiter.

Hundertdreißig Kilometer entfernt saß zur gleichen Zeit der Verleger Siegfried Unseld im Saal der Frankfurter Paulskirche und hörte zu. Vor der mit Blumen geschmückten Marmorwand sprach der Philosoph Leszek Kolakowski über Hass. Vermutlich ein gewagtes Thema angesichts dessen, dass er soeben den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten hatte. Die Rede traf die aktuelle Situation jedoch ins Mark, obwohl nicht einmal das Wort *Terrorismus* darin vorkam. Daran, dass Schleyer seit Anfang September entführt war, hatte man sich gewöhnt, so zynisch es für den Verleger klang. Nun war aber noch das Flugzeug gekapert worden. Über achtzig Menschenleben standen auf dem Spiel.

Kolakowski sprach davon, dass es kein Recht gebe zu hassen, es widersinnig sei, dass jemand Hass verdiene und Kampf auch ohne Hass funktioniere. Eine Hassrede, die Verständigung suchte. Hochinteressant, fand Unseld, wenngleich er einen Verweis auf den gerechten Zorn vermisste. Unauffällig ließ er den Blick schweifen. Die Buchmesse war vier Tage vorher unter der Bewachung von Polizeikräften eröffnet worden, da dachte noch niemand an eine Flugzeugentführung. Politiker hatten ihre Teilnahme abgesagt, Verleger und Autoren sprachen sich allerorts gegen Terrorismus aus. Trotzdem ging das Geschäft weiter. Hände schütteln, Empfänge abhalten, noch mehr Hände schütteln, Kontakte knüpfen. Die Frankfurter Buchmesse war das jährliche Großereignis im Leben eines jeden Verlegers. Vor allem, wenn man Siegfried Unseld hieß. Sein Blick blieb auf Max Frisch haften, der gänzlich in der Rede versunken zu sein schien. Letztes Jahr hatte sein Autor noch selbst da vorne gestanden. Später würden sie beide in Bonn sitzen. Auch wenn er nicht damit rechnete. Er zollte

dem Kanzler seine Anerkennung, sich in diesen Zeiten mit einer Handvoll Literaten treffen zu wollen. Aber er verstünde es auch, wenn ihnen gleich die Absage übermittelt würde.

Es kam keine Absage. Nach einem kurzen Mittagessen saßen Unseld und Frisch in einem für diesen Zweck organisierten Wagen und waren dabei, die Entfernung zwischen Frankfurt und der Hauptstadt zu verringern. Die beiden unterhielten sich über literarische Fragen. Wie sollte man im kommenden Jahr den hundertsten Geburtstag von Robert Walser begehen? Auch die Äußerungen von Grass zu den vom Schriftstellerverband geforderten Tarifverhandlungen waren ein Thema. „Wir wollen lediglich, dass die Verleger sich als die Kapitalisten, die sie sind, verhalten, statt als Mäzene, die sie nicht sind, aufzutreten“, hatte Grass gesagt. Unseld lächelte in sich hinein und dachte sich seinen Teil dazu. Irgendwann im Verlauf der zweistündigen Fahrt kamen sie auf die anstehende Begegnung zu sprechen.

„Warum lädt er uns ein?“, wunderte sich Frisch.

„Na, du warst doch mit ihm in China. Müsstest du das nicht besser wissen?“, gab Unseld zurück.

Frisch verzog das Gesicht. „Ich weiß bis heute nicht, wieso er mich auserkoren hat. Vielleicht wegen meiner *Chinesischen Mauer*. Aber das wäre ein absurder Grund.“ Stirnrunzelnd sah er auf einen Band seiner *Gesammelten Werke*, der neben ihm lag. „Politik braucht Ratschläge von außen. Wäre das nicht meine Überzeugung, würde ich nicht ständig welche liefern.“ Die Bemerkung, er sei quasi der Günter Grass der Schweiz mit all seinen politischen Beiträgen, übergang er geflissentlich. „Am Ende steht leider viel zu oft die Ernüchterung.“

Inwiefern können Schriftsteller heutzutage überhaupt etwas Handfestes bewirken?“

„Vor neun Jahren hat Tankred Dorst ein Drama über die Münchner Räterepublik geschrieben“, entgegnete Unseld. „Es ist in der *edition suhrkamp* erschienen. Du kennst es sicherlich. Im Jahr darauf legte er einen Materialienband nach. Was ich sagen will: Die Geschichte hat durchaus Beispiele für die politische Wirkungskraft von Schriftstellern hervorgebracht.“ Frisch rückte sich die Brille zurecht. „Du hast das Stück bis zum Ende gelesen? Oder meinetwegen die Quellen studiert?“

„Ich weiß, dass die damaligen Bestrebungen nicht von Erfolg gekrönt waren. Noch dazu waren die Umstände 1919 andere als heute. Wir sind Ratgeber, keine Räte. Wir wollen keine Revolution anzetteln. Aber was sich nicht geändert hat?“ Er tippte auf den Band zwischen ihnen. „Die Bedeutung von Literatur. Einfluss entsteht nicht nur, indem man selbst politisch tätig ist.“ Unseld musste es wissen. Er schickte regelmäßig Pakete mit Neuerscheinungen aus dem Hause Suhrkamp an Loki Schmidt. Schon Heinrich Lübke hatte er mit Literatur versorgt. Mit vielen Politikern korrespondierte er in politischen Fragen, auch mit dem derzeitigen Kanzler.

Frisch war nicht überzeugt. Weshalb ihm gerade sein Verleger zu erklären versuchte, wozu Schriftsteller politisch imstande waren, verstand er ebenso wenig. Er dachte daran zurück, als er mit Unseld im Weißen Haus gewesen war. Damals hatte er nicht mit den Beratern des amerikanischen Präsidenten tauschen wollen. Sieben Jahre später in einem anderen Land unter anderen Bedingungen sah dies nicht viel anders aus.

Gegen sechzehn Uhr fuhr der Wagen durch den Park, in dem sich der Kanzlerbungalow befand. Presse war weder anwesend noch erwünscht. Dies war ein privates Treffen. Gleichzeitig mit ihnen traf Heinrich Böll ein, der es von Köln nicht weit hatte. Im Eingang standen der Kanzler, Gattin Loki, die Minister Matthöfer und Ehrenberg, Regierungssprecher Bölling sowie Siegfried Lenz. Lenz war seit vielen Jahren mit dem Regierungschef befreundet. Das Hamburger Sie war für die beiden Hanseaten praktisch erfunden worden.

„Meine Herren, ich freue mich, dass Sie trotz der widrigen Umstände meiner Einladung gefolgt sind“, sagte der Kanzler, sobald sich alle Gäste im Empfangsraum zusammengefunden hatten. „Man darf sich von Terroristen eben nicht allzu sehr die Tagesordnung diktieren lassen.“ Und er fügte hinzu: „Seit Wochen sind Sie die einzigen normalen Menschen, mit denen ich spreche.“

„Souverän, aber kühn“, dachte Unseld.

Der Gastgeber erklärte, dass er die Minister dazugebeten habe für den Fall, dass er die Runde verlassen müsse. Als ehemaliger Architekt betrachtete Frisch interessiert die Konstruktion des Bungalows, der aus zwei versetzt angeordneten Quadraten mit Atrium bestand. Die Fensterfront symbolisierte Offenheit nach außen und innen. Travertinboden und Kieferndecke kontrastierten farblich und umrahmten mehrere Ensembles von schwarzen und weißen Sitzgelegenheiten, auf denen sie nun Platz nahmen. In einer Szenerie aus Porzellanklirren, Kaffeeplätschern und Tabakrauch gab der Kanzler einen Bericht zur aktuellen Lage. Vom Arbeitgeberpräsidenten fehlte weiter jede Spur. Die Passagiermaschine war wenige Minuten zuvor von Dubai abgehoben. Ziel ungewiss.

Mit der Pfeife im Mund beobachtete Frisch aufmerksam das Geschehen und machte sich Notizen. Man wusste nie, wofür so etwas gut war. „Es geht nicht um Kanzlerschaft. Verantwortung durch das Mandat. Betont: Einhelligkeit, die Opposition im Krisenstab trägt die Verantwortung mit. Er kann allen zuhören, Fragen aus Verständnis, er kommt auf Angedeutetes zurück“, schrieb er stichwortartig auf. An seinen Entscheidungen ließ der Kanzler in keiner Sekunde Zweifel aufkommen, zugleich zeigte er sich aber empfänglich für die Meinung seiner Gäste. Die parlamentarisch-demokratische Apparatur erziehe die Menschen zur Resignation, zur Preisgabe jeder Utopie. So hatte es Frisch ein Jahr zuvor in seiner Friedenspreisrede gesagt, so sah er es noch immer. Lenz wies darauf hin, dass Deutschland im Ausland nicht so schlecht dastehe, wie es die Presse suggeriere, und belegte dies am Beispiel Frankreich. Böll lieferte einen Bericht, der betroffen machte. Diffamierung als Terroristen-Sympathisant, Hetzkampagne der Springer-Presse, Hausdurchsuchungen, dazwischen Nobelpreisverleihung. Man glaubte, die vergangenen Jahre seinem Gesicht ablesen zu können.

Die Positionen seines Verlegers kannte Frisch. Unseld unterstrich die Freiheit, in der sie das Glück hatten zu leben, und die es gegen Gewalt und Terror zu verteidigen galt. Auch sprach er von den Aufgaben, die den Intellektuellen zukam. Differenzieren müssten sie dort, wo Politiker vereinfachten. Frisch hörte zu, schrieb hier aber nicht mit. Für die Überlieferung würde jener schon selbst sorgen.

Unseld merkte, dass sein Autor auffällig lange schwieg. Das gefiel ihm nicht. Er erinnerte sich an Frischs sechzigsten Geburtstag und den elendigen Streit, der auf das noch elen-

digere Schweigen gefolgt war. Schweigen bedeutete bei ihm selten Gutes. Der Verleger witterte seine Chance zu einer Provokation, als der Kanzler fragte, worauf es nun ankomme. Er selbst befürchtete schwere Schäden für die Demokratie, falls Schleyer und die Geiseln getötet würden. „Herr Frisch hat in seiner Friedenspreisrede den Abbau des Feindbildes gefordert“, warf Unseld ein. Frisch bestätigte dies, erläuterte, dass eine friedensfähige Gesellschaft nicht existieren könne, solange die Politik Feindbilder benötige. Ob eine solche möglich sei? Er hoffte es. Frisch ließ sich auf keine Provokation ein, aber dem Kanzler imponierten seine Worte. Es gab einen Widerspruch zwischen dem was war, und dem, was sein sollte. Diesen Widerspruch mussten sie ertragen.

Je länger das Treffen dauerte, desto mehr löste sich die angespannte Stimmung. Dass sie bei einem Repräsentanten der politischen Macht zu Gast waren, konnten die Literaten jedoch nicht ausblenden. Immer wieder fuhren dunkle Autos vor dem Gebäude vor. „Panzerwagen“, vermerkte Frisch. Zweimal entfernte sich der Regierungschef aus der Runde. Krisenstabssitzungen. Derweil Unseld eine Auseinandersetzung mit Minister Ehrenberg über unqualifizierte Auslassungen in einem Buch führte, das, wie sich später herausstellte, gar nicht bei Suhrkamp erschienen war, und Lenz und Böll in ein Gespräch vertieft waren, lauschte Frisch dem Fernseher im Nebenraum. Die Tagesschau begann und er erstaunte, dass es zwanzig Uhr geworden war. Nur Bruchstücke verstand er: „Der Flughafen von Aden im Südjemen ist nun neuer Standort des gekaperten Lufthansa-Flugzeuges. [...] Siebenundachtzig Passagiere in der Gewalt der Luftpiraten. [...] Bonner Unterhändler bis zur Stunde nicht gelandet.“ Laut Regierungssprecher



Bölling sei die Situation unvermindert ernst. In Nagasaki habe ebenfalls eine Geiselnahme stattgefunden, die Tat sei aber nicht politisch motiviert. Frisch zückte erneut den Stift: „Will er uns als Zeugen (falls alles schiefgeht)?“ Der Schweizer blickte in die immer noch diskutierende Runde. Alle Eingeladenen vertraten im Grunde dieselbe Überzeugung: nicht auf die Erpressungen eingehen. Nur so sei Terrorismus bekämpfbar. Gegner saßen nicht am Tisch. Der Kanzler suchte Argumente und Perspektiven, um seine Feinde zu verstehen. Aber gewiss auch Zuspruch. War das ihre Rolle gewesen?

Als sie übereinkamen, das Gespräch zu beenden, war es finsterner geworden. Fünf Stunden und fünfundzwanzig Minuten registrierte Unseld beeindruckt. Frisch blickte den Ministern hinterher, die den kurzen Weg Richtung Kanzleramt schritten. Aus dem Dunkeln lugten die erleuchteten Fenster hervor. „Das Kopfzerbrechen geht weiter. Ob wir helfen konnten?“, sinnierte er, ohne eine Antwort darauf zu finden.

Der Kanzler verabschiedete sich von allen Gästen persönlich. Das Gespräch hatte ihn zur Ruhe bringen können, wenigstens für einen Augenblick. „Man sollte Frisch als Gastredner für den nächsten Parteitag anfragen“, überlegte er und schüttelte diesem die Hand. Bei Unseld erkundigte er sich über die noch anstehenden Termine auf der Buchmesse, die am morgigen Tag zu Ende ging. Der Alltag kehrte allmählich zurück. Die Beteiligten verblieben mit der Überlegung, dass es sinnvoll sei, solch einen Kreis wieder zusammenzurufen.

Zwei Tage nach dem Bonner Gespräch konnte ein GSG-9-Kommando die entführte Landshut stürmen und alle Geiseln befreien. „Ich wünsche Ihnen weiterhin die Ihnen eigene Kraft zum dy-

namischen Zugriff der Sache und zu der so wesentlichen Gelassenheit nach außen“, telegrafierte Unseld daraufhin an den Kanzler. Im Gefängnis Stuttgart-Stammheim nahmen sich die dort einsitzenden RAF-Terroristen das Leben. Schleyer wurde von seinen Entführern erschossen. Zwei Monate später schrieb Unseld an Böll: „Mir ist neulich in Bonn deutlich geworden, was Sie auszuhalten haben. Aber: Halten Sie es auch aus. Wir haben diesen Staat immer mehr kritisiert als gelobt. Vielleicht sollten wir jetzt die Verfassung, welche uns das Grundgesetz ermöglicht, durch immer wieder ausgedrückte öffentliche Sympathie verstärken. Wenn wir es nicht sagen, dass unser Staat - trotz allem was gerade Ihnen widerfährt - der freiheitlichste unserer Geschichte ist, dann nehmen unsere Gegner dies für sich in Anspruch.“ Zu einem Treffen in dieser Besetzung kam es nicht mehr, doch die Verbindungen blieben. Als sich ihre Wege in dieser Nacht trennten, wussten die Männer von all dem noch nichts.

Das Licht der vorbeirauschenden Straßenlampen flimmerte auf Frischs Notizblock. „Unfanatische, große Präsenz. Ohne Pose. Präsenz bis zur Gelassenheit“, hatte er sich zum Verhalten des Kanzlers notiert. Nun legte er den Block beiseite und schwieg. Unselds Gedanken galten der Literatur. Der heutige Tag hatte ihn darin bestärkt, dass Literatur Einfluss haben konnte. Man musste sich nur auf sie einlassen.

„Woran denkst du?“, fragte er in die Stille hinein.

„Daran, dass ich nicht in dieser Rolle stecken möchte.“

Unseld nickte. Während der Wagen die Adenauerallee entlangfuhr, nahm er Abschied von allen Vorstellungen, jemals ein politisches Amt auszuüben. Er wollte keine Gewalt haben über das Leben von Menschen. Schriftsteller reichten ihm.